

DER EINZELNE UND DIE KRISE

Verantwortung oder Zuckerwatte?

Heinrich Anker

Vor dem amerikanischen Kongress hat Alan Greenspan, langjähriger Leiter der US-Notenbank FED, sich soeben tief schockiert darüber geäussert, was in der Finanz- und Wirtschaftswelt vor sich geht. Es sei ein Irrglaube gewesen, dass die Verfolgung des Eigeninteresses in der Bankenwelt die Interessen der Shareholder schütze. Als einem der Mit-Architekten dieses Finanzsystems wird Greenspan dieses Eingeständnis nicht leicht gefallen sein.

Weshalb weinen fremde Menschen, wenn eine Mutter ihr Kind verloren hat, auch wenn sie selber dieses Schicksal nicht erlebt haben? Offenbar sind Menschen fähig, sich in die Situation anderer Menschen zu versetzen. Ebenso gibt es eine innere Stimme, die uns sagt, dass wir die Verachtung durch die andern verdient haben, wenn wir uns von unserer Eigennützigkeit überman lassen und uns auf Kosten anderer bereichern. Dies sagt kein Geringerer als Adam Smith, Gründervater der Wirtschaftswissenschaften.

Das Spannende daran: In den letzten Jahren hat die moderne Gehirnforschung (J. Bauer, G. Hütther) Adam Smith' Beobachtung eindrücklich belegt: Menschen haben die natürliche Gabe, sich in die Schuhe der andern zu stellen und die Welt auch aus ihrer Perspektive zu sehen, zu erleben und zu verstehen. (Allerdings ist es wie beim Sport: Wer nicht trainiert, erschläft.)

Für Adam Smith war dies von fundamentaler Bedeutung: Wenn die Menschen fähig sind, die Folgen ihres Tuns aus der Sicht der andern zu beurteilen, sind Menschen nicht nur Egoisten – es gibt eine ausbalancierende Kraft, welche dagegenhält: unsere innere Stimme. Wenn es also zu unserem unbestreitbar

vorhandenen Eigennutzenstreben ein Korrektiv gibt, sind die Individuen in der Lage, Verantwortung zu tragen. Und wo die Fähigkeit zur Verantwortung gegeben ist, wird Freiheit denkbar und möglich. Auf der Grundlage dieser Erkenntnis wurde Adam Smith der einflussreichste Vorkämpfer des 18. Jahrhunderts für mehr individuelle Freiheit gegenüber einem auch in wirtschaftlichen Belangen übermächtigen Staat.

Dieser Erkenntnis von Adam Smith halten die Vertreter der heute dominierenden Wirtschaftslehre, welche in der konsequenten Verfolgung des Eigennutzens den alleinigen Motor des Wirtschaftslebens sieht, folgendes Zitat entgegen. Es stammt ebenfalls von Adam Smith: «Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers oder Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, dass sie

Wie kam die Gier in die Wirtschaftslehre?

ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschen-, sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil.»

Wer genau liest, stellt fest: Nicht der eigene Nutzen, nicht die eigenen Bedürfnisse stehen im Zentrum, sondern unser Appell an den Nutzen oder Vorteil der andern – wieder stellen wir uns in die Schuhe der andern! Dies ist, höchst aktuell, die grundlegende Voraussetzung echter Kundennähe.

Was darauf im 19. Jahrhundert folgte, ist unter verschiedenen Gesichtspunkten eine tragische

Geschichte: Die zweite industrielle Revolution mit ihrer Massenverelendung führte in Grossbritannien zu einem dramatischen Zerfall des gesellschaftlichen Gefüges. Unter diesem Eindruck entwickelte einerseits Karl Marx sein ökonomisches Konzept, andererseits entstand eine sehr einflussreiche Denkschule, welche den Eigennutzen ins Zentrum stellte (Utilitarismus). Ihre Protagonisten waren die Philosophen und Ökonomen John Stuart Mill und Jeremy Bentham.

Der Denkansatz dieser Utilitaristen lautete stark vereinfacht so: Wenn gesellschaftliche Werte nicht mehr in der Lage sind, das gesellschaftliche Gefüge zusammenzuhalten, muss etwas anderes gefunden werden, was die Menschen verbindet und die Gesellschaft zusammenhält. Die alle Menschen treibende und verbindende Kraft glaubten die Utilitaristen im menschlichen Streben nach Glück bzw. Freiheit von Leiden zu erkennen.

John Stuart Mill glaubte an das Gute im Menschen und daran, die Menschen durch Bildung und Erziehung dazu zu bringen, das Glück der andern als ihr eigenes grösstes Glück zu betrachten – wenn also das Glück des andern auch mein Glück ist, muss ich nur nach meinem eigenen Glück streben und mache damit auch andere glücklich. Dies war der (scheinbar) geniale Schlüssel zum grossen utilitaristischen Traum: Durch das Streben nach dem eigenen Glück bzw. nach dem eigenen Nutzen tragen wir bei zum grössten Glück bzw. zum grössten Nutzen der grössten Zahl von Menschen.

Diese stark ethisch geprägte Vision (sie trägt Züge einer Heilslehre) beseelt den dominierenden Zweig der Wirtschaftslehre bis heute. Drôle d'histoire: Auch die Linke

beruft sich auf John Stuart Mill: Er gilt als einer der Urväter des sozialpolitischen Interventionismus.

Wie kam unter diesen Umständen die Gier in die Wirtschaftslehre und brachte in der Wirtschaftswelt jene an die Schalthebel, welche das Streben nach dem Eigennutzen am konsequentesten verfolgen? Auf der Grundlage ganz bestimmter Annahmen lässt sich das grösste Glück bzw. der grösste Nutzen der grössten Zahl mathematisch genau bestimmen. So wurde die utilitaristische Wirtschaftslehre zu einem Wissenschaftszweig, der bis heute nach

Individuelle Freiheit und Verantwortung sind durch nichts zu ersetzen.

Erkenntnissen strebt, welche den Rang von Naturgesetzen besitzen.

Mit welcher Wucht die Wissenschaftseuphorie des 19. Jahrhunderts die eigennutzenorientierte Wirtschaftslehre traf, vermittelt das folgende (gekürzte) Zitat von Hermann Heinrich Gossen (1810-1858): «Was einem Kopernikus zur Erklärung des Zusammenseins der Welten im Raum zu leisten gelang, das glaube ich für die Erklärung des Zusammenseins der Menschen auf der Erdoberfläche zu leisten. Und wie die Entdeckungen jenes Mannes es möglich machten, die Bahnen der Weltkörper auf unbeschränkte Zeit zu bestimmen, so glaube ich mich durch meine Entdeckungen in den Stand gesetzt, dem Menschen mit untrüglicher Sicherheit die Bahn zu bezeichnen, die er zu wandeln hat, um seinen Lebenszweck in vollkommener Weise zu erreichen» – die Wirtschaftslehre als Astronomie des Kos-

mos der Güter- und Dienstleistungen bzw. des grössten Glücks aller.

Die Vision, das Wirtschaftsleben nach Gesetzen ähnlich denjenigen der Naturwissenschaften zu gestalten, hat einen sehr hohen Preis: Wo Naturgesetze am Werk sind, bleibt kein Platz für Freiheit und Verantwortung der Individuen – das Wirtschaftshandeln ist bloss noch eine Frage der richtigen Anwendung der ökonomischen (Natur-)Gesetze. Uns allen geläufige Redewendungen verraten, wie tief sich dieses Denken in unseren Köpfen festgesetzt hat: «Die Gesetze des Marktes verlangen . . .», «der Markt zwingt uns . . .», «der Markt will es . . .», oder man spricht von der Finanzwelt als einer «Maschine» (die zu reparieren sei), und nicht von Menschen mit Freiheit und Verantwortung.

Wer zum Bediener dieser Maschine geworden ist, hat nur noch eine einzige Aufgabe: das kompromisslose Streben nach dem Eigennutzen. Die Maschine sorgt dann alleine dafür, dass daraus der grösste Nutzen der grössten Zahl wird. Es gibt zwei Gruppen von Menschen, welche sich um die Hebel an dieser Maschine reissen: Diejenigen, die ihrer persönlichen Gier freien Lauf lassen möchten, weil sie durch ihre innere Stimme nicht ausbalanciert wird, und diejenigen, welche – oft durchaus aus ethischen Motiven – nach wie vor davon überzeugt sind, dass diese Maschine das individuelle Glücksstreben ins grösste Glück der grössten Zahl transformiert.

Dies wird jedoch diese Maschine nie leisten können – sie besitzt einen grundlegenden Konstruktionsfehler. Ironie der Geschichte: John Stuart Mill selber hat ihn erkannt und in seiner Autobiografie darauf hingewiesen: «Frage dich selber, ob du glücklich bist, und du

hörst auf, glücklich zu sein!» Die Wirtschaftsmaschine der Utilitaristen, die beansprucht, das individuelle Glück in das grösste Glück der grössten Zahl zu transformieren, produziert bloss Zuckerwatte: Wenn man sie in den Mund nimmt, ist sie auch schon zergangen, ohne dass sich ein Gefühl echten Genusses bzw. Glücks eingestellt hätte. Wer dem Glück nachjagt, dem rennt es davon.

Die Konstrukteure dieser Maschine, seien es die gierigen, seien es die ethisch gesinnten, wollen diesen Konstruktionsfehler nicht einsehen; ebenso wenig werden diejenigen, die nun die utilitaristische Wirtschaftsmaschine unter die Kontrolle der Staatsmaschine(rie) bringen wollen, ihren Konstruktionsfehler beheben können – individuelle Freiheit und Verantwortung sowie unsere innere Stimme sind durch nichts zu ersetzen.

Adam Smith' Erkenntnis ist alt, aber nicht veraltet, sondern zeitlos – es führt nichts daran vorbei, weder bei der Ausbildung noch bei der Rekrutierung der Verantwortlichen noch bei der Wirtschaftslehre.

DER AUTOR



Heinrich Anker, Dr. rer. pol., geboren 1952, wohnhaft in Lyss, ist Partner eines Unternehmens im

Bereich Human Resources in Zürich; er befasst sich mit Unternehmenskultur und Wirtschaftsethik. Zunächst als Journalist tätig, studierte er an der Universität Bern Volkswirtschaftslehre, Soziologie, Geschichte und Medienwissenschaften.

DIE POLITIK UND DIE KRISE

Banken, Risiken und die Transparenz

Tobias F. Rötheli



Reklame der Bank Valiant in Bern.

LUKAS LEHMANN/KEYSTONE

In der gegenwärtigen Finanzmarktkrise kursiert der Vorwurf, Bankiers hätten die Ersparnisse der Bevölkerung und die volkswirtschaftliche Sicherheit verspielt. Dieser Vorwurf ist zum Teil berechtigt. Ohne Differenzierung dieser Schuldzuweisung wird allerdings die Finanzwelt in Zukunft nicht sicherer werden.

Als volkswirtschaftliche Gesetzmässigkeit kann nämlich gelten, dass keine Bank ihre Kosten decken kann, wenn sie gar keine Risiken eingeht. Die im Markt bestimmte Marge zwischen Zinsen auf weitgehend sicheren Anlagen wie Staatsanleihen einerseits und Einlagenzinsen andererseits reicht nicht aus, um Bankmitarbeiter zu entlohnen und Filialen zu betreiben.

Banken, die keine Kredite an Haushalte und Unternehmungen vergeben, wo sie zwingend Ausfallrisiken eingehen, wären volkswirtschaftlich überflüssig. Ohne Risiko und ohne Risikotransformation haben Banken keine Existenzberechtigung. Freilich ist auch ein Zuviel an Risiken aufseiten der Banken möglich, und dies ist eine Hauptursache der Krise. Wichtige Faktoren, die zum Risikoüberhang und in die Krise geführt haben, sind steigende Immobilienpreise, ungenügend beherrschte Möglichkeiten zur Verbriefung von Krediten, aber auch die Länge des Aufschwungs, welche das Risikobewusstsein getrübt hat. Als wichtige weitere Kraft, welche Banken zu exzessiver Risikoübernahme treibt, muss der Wettbewerb

zwischen Banken gelten: Banken, die schnell wachsen wollen, werden das meistens nur mit höheren Risiken zustande bringen. Konkurrenten, die nicht zurückbleiben oder übernommen werden wollen, tendieren zum Mitziehen.

Der Strudel der Bankenkrise hat auch die Aktienmärkte erfasst und wird weltweit die Konjunktorentwicklung behindern. Hier sind staatliche Hilfen beschlossen worden, welche die Abwärtsspirale bremsen. Neben diesen Massnahmen zur Entkrampfung der Finanzmärkte spielt die Geldpolitik eine zentrale Rolle. Dabei geht es um Zinsentscheidungen und die Frage, wie die Notenbanken mit dem sich abzeichnenden zusätzlichen staatlichen Finanzbedarf umgehen. Notenbanken wie die Bank von England oder die Schweizerische Nationalbank haben es relativ einfach. Ihre Entscheidungen wirken sich – was Zinsen, Konjunktur und Inflation angeht – vor allem auf die jeweils eigene Volkswirtschaft aus.

Die Europäische Zentralbank steht vor einer grösseren Herausforderung: Das Ausmass der Verluste der Finanzunternehmen und damit der zusätzlich anfallenden Staatsausgaben in den einzelnen Euroländern wird unterschiedlich sein. Die Konsequenzen der EZB-Massnahmen werden jedoch das Eurosystem insgesamt betreffen.

Es steht zu hoffen, dass die EU diese politökonomische Herausforderung antizipiert und meistert, damit die Handlungsfähigkeit der

EZB für alle Fälle gesichert ist. Sonst kann es international zu einer Verlagerung des Krisenzentrums vom Hauptursacher USA zu einer ineffektiv agierenden EU kommen.

Seit dem Ausbruch der Krise wird von vielen Beobachtern eine höhere Eigenkapitalquote für Banken gefordert. Hier muss gewiss eine Trendwende erfolgen. Angesichts der gegenwärtig ersichtlichen enormen volkswirtschaftlichen Risiken des Bankgeschäftes erweisen sich viele Überlegungen im Rahmen von Basel II zur Aufsicht von Banken und zum effizienteren Kapitalmanagement als wenig relevant. Sie gleichen Vorschlägen zur Verbesserung des Flugkomforts bei schönem Wetter.

Weiter sollte die Eigenkapitalrendite und deren Maximierung als das erkannt werden, was es ist, ein Fetisch und ein Irrtum. Die Eigenkapitalrendite lässt sich ja am leicht-

esten steigern, indem die Bank das eingesetzte Kapital reduziert und höhere Kreditrisiken eingeht. Für Anleger und Einleger, selbst für das Bankmanagement, ist schwer erkennbar, wie viel zusätzliches Risiko eine Bank für die Steigerung ihrer Ertragskraft eingegangen ist. Gerade in diesem Bereich gibt es starke Argumente, gesetzlich mehr Transparenz von den Banken zu fordern.

Die Offenlegung von Bankinformation ist ein wichtiger Bereich, in welchem die Marktkräfte gestärkt werden können. Hier wird beispielsweise diskutiert, welche Angaben von Banken an die Überwachungsbehörde öffentlich gemacht werden sollten. Wie in vielen Regulierungsbereichen stellen sich komplexe Anreizprobleme. Ein Mehr an eingeforderten Informationen, besonders, wenn diese dann publik werden, ändert nicht nur die Klarsicht. Als Folge ändert

sich auch das Verhalten der Beaufichtigten.

Gewiss gibt es bisher nicht publizierte Bankinformationen, welche künftig zur Risikobeurteilung und damit zur Bewertung von Bankaktien brauchbar wären. Eine deutlichere Sicht auf die Risikoposition einer Bank würde sowohl ihren Aktienkurs wie ihr Wachstumspotential zügeln. Allein, wer arbeitet die hier neu an die Banken zu stellenden Fragen aus?

Es wäre naiv, darauf zu vertrauen, dass die Finanzakteure selber diese Informationsbedürfnisse formulieren. Zu klar sind die Aufgaben der Finanzanalysten und der Vermögensverwalter verteilt und in Routinen übergegangen. Von dort wird kaum der Ruf nach komplexeren Informationen ertönen. Auch Ratingagenturen können nicht als Garant der umfassenden Informationsbereitstellung gelten. Zu stark

sind die Interessenkonflikte, weil ihr Geschäftserfolg von den zu beurteilenden Firmen abhängt. Zusätzliche Informationen könnte man von Ratingagenturen gerade bei komplexen Finanzprodukten erwarten. Wenn neben der Bonitätsschätzung auch ein Mass für deren Genauigkeit zu publizieren wäre, würden etliche komplexe Finanzprodukte zurückhaltender beurteilt.

Die Krise trifft nicht alle Banken gleich, und entsprechend sehen wir momentan Verschiebungen in der Struktur der Bankwirtschaft. Das geschieht durch staatliche Eingriffe, Wertkorrekturen, Übernahmen und auch durch Entscheidungen von Bankkunden. Hier stehen verschiedene Geschäftsmodelle und verschiedenen Grade der staatlichen Mitwirkung zur Auswahl.

Kundenpräferenzen und politischer Wille werden wesentlich darüber entscheiden, ob die Bankstruktur eines Landes künftig mehr das Bedürfnis nach Sicherheit gerade in schwierigen Zeiten oder das Bedürfnis nach beträchtlichen Gewinnen in Aufschwungphasen zum Ausdruck bringt.

DER AUTOR



Tobias F. Rötheli, geboren 1958 in Büren an der Aare, Dr. rer. pol. der Universität Bern, ist Professor für Makroökonomie an der Universität Erfurt.